

Die Papiernot in früherer Zeit.

Ganz Europa leidet heute unter der Knappheit an Druckpapier, die in erster Linie den Zeitungen mit ihrem riesigen Papierbedarf das Leben sauer macht. Weit schlimmer als in Deutschland ist augenblicklich der Papiermangel übrigens in Frankreich, und Frankreich ist auch das Land, wo schon in früheren Zeiten große Papiernot geherrscht hat. Es war das in den Jahren der Kriege während der großen Revolution, und die Einschränkungen, die sich Frankreich heute in seinem Papierverbrauch auferlegen muß, sind nichts gegen die Nöte der Revolutionszeit. Das Papier war immer seltener geworden, und wie heute waren die Zeitungen genötigt, den Raum fortgesetzt zu beschränken und das Format zu verkleinern. Verschiedene Verhältnisse wirkten zusammen, um die Krisis stetig zu verschärfen. Zunächst hatte die kurz zuvor verkündete Gewerbebefreiung die Zahl der Druckereien ständig vermehrt. Jeder Gelehrte hatte das Bestreben, sich selbständig zu machen und mit seinem früheren Arbeitgeber in Wettbewerb zu treten. Die Pressefreiheit hatte es zudem mit sich gebracht, daß Journale, fliegende Blätter, politische und patriotische Schriften aller Art wie Pilze aus der Erde schossen, so daß sich im Verlaufe von zwei Jahren der Verbrauch von Druckpapier nahezu verdreifacht hatte. In jener Zeit, die von Holzschliff und Zellulose noch nichts wußte, wurde das Papier ausschließlich aus Lumpen hergestellt. Diese Lumpen, die den Papierfabriken als Rohstoff dienten, waren aber von Tag zu Tag seltener geworden. Der Sanitätsdienst der Heere verwandte einen großen Teil dieser Abfälle in Gestalt von Scharpie, die damals allein für die Verbände gebraucht wurde. Dazu kam, daß die Marine eine immer mehr steigende Menge von Hanf zur Herstellung von Tauern brauchte. Außerdem wurde viel weniger Leinwand gewebt, so daß es keinen Abfall gab. Und endlich war mit dem Kriege auch der holländische Markt gesperrt, der Frankreich bis dahin mit hochwertigem Papiermaterial versehen hatte.

Schon im Jahre 1792 hatte ein weitblickender Publizist die Franzosen vor der Krisis gewarnt, die da heraufzog, und ihnen geraten, die Toten nicht mehr in Laten einzuhüllen, um Leinwand zu sparen. Außerdem wollte er durch ein Gesetz den Anbau von Hanf mit Prämien belohnen. Im Jahre 1793 war die Krise bereits so groß geworden, daß man zum ersten Male ernstlich daran dachte, alte Papiere und Papierabfälle für die Papierherstellung wieder zu verwenden. Dahingehende Versuche waren recht ermutigend ausgefallen und im Jahre 1798 erließ auf Grund dieser Versuche der Konvent eine Verfügung, die den staatlichen Behörden verbot, ihre alten Skripturen wie bisher zu verbrennen. Die alten Papiere sollten vielmehr an bestimmten Sammelstellen abgeliefert und dort in Erhaltung späterer Verwendung unter Siegel gelegt werden. Die Versuche, das alte Papier zur Fabrikation wieder zu verwenden, wurden inzwischen fortgesetzt und im Jahre 1794 erließ die „Kommission für Landwirtschaft und Künste“ eine Erklärung, die dem Publikum mitteilte, daß diese Versuche einen vollen Erfolg ergeben hätten. Die Kommission erließ im Anschluß hieran eine Anweisung über die Behandlung des alten Papiers und erklärte, daß diese interessante Entdeckung der nationalen Wohlfahrt eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen bestimmt sei. Man setzt Prämien und öffentliche Belobigungen für diejenigen Gewerbetreibenden fest, die das neue Verfahren zur Anwendung bringen würden, und eine Bürgerin namens Raston erhielt einen Betrag von 3500 Lires „in Ansehung der wertvollen Arbeit, die sie in Sachen der Wiederverwendung des bedruckten alten Papiers geleistet habe“. Neben der Erweiterung der Erzeugung ging man gleichzeitig aber daran, den Verbrauch einzuschränken. Im Jahre 1798 erließ die Regierung in den Zeitungen folgenden Aufruf an die Patrioten: „Alles, was nutzbar ist, zu verwenden und nichts zu vergeuden, muß die unerbittliche Regel eines guten Republikaners sein. Patrioten, wir haben Euch ein, 1. in Zukunft kein Respektblatt mehr zu verwenden, 2. für alle Drucksachen das Format im Kleinen öfters zu bevorzugen, 3. gewöhnliche Briefe nicht mehr im Briefumschlag zu verschiden und 4. mit peinlicher Sorge alle Eure Papiere, Manuskripte oder Drucksachen, die zu nichts mehr wert sind, aber in Zukunft wieder in weißes oder farbiges Papier verwandelt werden können, aufzubewahren. Patrioten, diese Aufforderung werdet Ihr nach ihrem wahren Wert bemessen, wenn Ihr Euch gegenwärtig haltet, wie unendlich wichtig es ist, die politischen Beziehungen der großen Familie der französischen Republikaner aufrecht zu erhalten und alle die Wahrheiten, die das Glück Frankreichs zu verbürgen geeignet sind, zu verbreiten, Bemühungen, die erschwert oder unmöglich gemacht würden, wenn die Papiernot sich weiter verschärfen sollte.“

Die gutgemeinte Proklamation hatte zunächst einen Erfolg, auf den man sich am allerwenigsten gefaßt gemacht hatte: sie trug

indirekt dazu bei, daß das Papier noch knapper und teurer wurde. Diese Teuerung nahm, wie ein zeitgenössischer Beobachter bezeugt, am Ende des Konvents, als die Unterdrückung der Höchstpreise und der entsehlige Rückgang der Assignaten den Markt für alle Gegenstände vollständig zerrüttet hatte, erschreckliche Formen an. Man sah bereits dem Augenblick entgegen, in dem die Kräfte mangels Papier nicht mehr in der Lage wären, Dänen zu liefern oder die gefaßte Ware einzupacken. War doch der Preis gewöhnlichen Packpapiers von 10 Frank auf 450 Frank für das Ries gestiegen. Und wenn unter dem Direktorium die Steuern spärlich eingingen, so lag das nicht zum wenigsten daran, daß es überaus schwer geworden war, sich für die Steuerlisten, Steuerzettel und Steuerermahnungen das notwendige Papier zu verschaffen. Man sieht, wir sind heutzutage noch immer recht günstig daran gegenüber den Verhältnissen, wie sie in der „guten, alten Zeit“ in Frankreich geherrscht hatten.

Kleines Feuilleton.

Hedda Gabler.

(Zur Aufführung in den Kammer spielen.)

Wenn Ibsen nur ein Sardou wäre, so müßte man „Hedda Gabler“ ein solches, weil verwirrtes und widerspruchsvolles Stück nennen, bestenfalls einen interessanten Beitrag zur Pathologie der Schwangerschaft. Für Ibsen aber, den Kritiker der Gesellschaft vom „An da sidolo“ („Ende des Jahrhunderts“ trifft nicht den Ton), sind die Personen Symbole und die Vorgänge Experimente. Darin liegt die Schwierigkeit, solche Retorten-dramatik aufzuführen. Die Schauspieler müssen ein Doppeltes leisten; sie sollen lebendige Personen vor den Zuschauer stellen und müssen zugleich mechanische Elemente eines logischen Prozesses sein. In der „Hedda Gabler“ steigern sich diese Zusammenstöße bis zum Grotesken.

Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die pistolenstehende, dreiviertelstolle, kaltschämige Generalstochter den verrotteten Dufschtaublauber und Lantenhöchling, den Kandidaten der Monographie, heiratet; einen überlauten und doch ängstlichen Streber, eine Mischung aus Sentimentalität und Stellenjagderei. Es ist alles unmöglich in diesem Schauspiel der bürgerlichen Entartung; es ist zum mindesten alles sehr kompliziert. Es ist aber alles notwendig, damit Ibsen sein Programm der Emanzipation aus dem Phylisterium, sowohl dem scheinbar genialen der Hedda, wie dem spießigen des Tesmann, vorzuführen vermag. Dabei man freilich das Gefühl nicht los wird, daß solch pathetischer Liberalismus schon ein wenig veraltet ist.

Auf Grund solchen Zustandes ist es kaum ein Zabel, wenn man sagt, daß die Hedda der Hermine Körner unmöglich war, kein lebendiges Geschöpf, eine blonde Spitz, eine Raubinwandlerin, ein Dämmerungszustand. Sie hatte etwas Marionettenhaftes, damit aber auch etwas von der Suggestivkraft einer bösen Glieberpuppe. Sie tat jedenfalls nichts dazu, die diespaltige Exzentrik der Ibsenschen Formel in die wogende Geschlossenheit des Lebens zu mildern. Der karikaturistisch zifelierte Tesmann Wintersteins kamme zu dieser erklärten Lemure in keine Beziehung gebracht werden. Ledigter hatte es sich Camilla Eibenschütz gemacht; sie gab die kleine, tapfere Frau Elstedt, die Frau, die das Wagnis wagt, ohne Heldin zu sein, und lächelte. Löbberg war Krauß, er zeichnete ihn mit dem Mal des Schmerzes, aber auch des schwedischen Punsches, diesen abstinenten Prometheus der modernen Gesellschaft. R. B.

„Der Goldschmied“ von Otto Ludwig im Kleinen Theater.

Des Gelpenster-Hoffmann phantastisch-spannende Novelle „das Fräulein von Sueder“, die ganz in den Abgründen einer seltsam-verbrecherischen Naturveranlagung begründet ist, reizte den ums Drama ringenden Otto Ludwig zur Bühnenbearbeitung. Er behielt Titel und Inhalt, gestaltete aber den graufigen Verbrecher Cardillac zur Hauptfigur um, der er alles psychologische Interesse zuwandte. Er vertiefte ihn; er erweiterte ihn zu einem Symbol eines ins Abstruse gesteigerten Künstertums, das sich von seinem Produkte nicht mehr trennen kann und will („Ihr müßt euch selbst verkaufen, denn ihr müßt leben“). Der bloß rätselhaften Naturveranlagung aber gefellte er — hier schon ein überreizter Motivierer — ein stark soziales Gefühl. Der Meister Cardillac mordet die adligen Lehrlinge nicht nur, um die von ihm in ganzer Hingebung geschaffenen Kunstwerke wieder an sich zu bringen, er fühlt sich als ein Rächer an der feudalen Sippigkeit, die seine Klasse mit Fähen tritt — er selbst ihr Opfer von Wutleib an. An die Seite der romantischen erblichen Veranlagung, das von Hoffmann her weiteripult, tritt ein klar erfaktes soziales Motiv (das Stück ist 1848

vollendet), freilich vom Ludwigischen Individualismus überwiegend. Der Goldschmied charakterisiert sich selbst:

„Dazu ein Haß auf alle, die gemessen, ohne zu schaffen, während der Arbeiter aus seinem eignen Schweiß sein dürftig Brot nicht freuen darf, gibt er das Beste nicht dem fremden Dränger hin.“

Der Verbrecher aus Wahnsinn und Haß übernimmt eine soziale Funktion — wie etwa Karl Moor und sein Vorbild, der Sonnenwirt, und alle die anderen. Aber die räuberische Geschichte von dem edlen Fräulein, das den unschuldigen Gesellen Cardillac Bruffon als Sohn einer Schutzbefohlenen erkennt und vom sicheren Schafott rettet, wohn ihn seine aufopfernde Liebe zur unglücklichen Tochter Cardillac führt, blieb störend zwei Akte über den Tod der Hauptperson hinaus bestehen.

Ludwig verlor früh das Interesse an seinem Frühwerk über den Arbeiter an dem gewaltigeren „Erdörster“. Erst nach seinem Tode kam es an die Öffentlichkeit. Wiederholt wurde es bearbeitet, auch von Wilhelms, und so aufgeführt. Ohne dauernden Erfolg. Direktor Wittmann verfuhr es, einer Idee von Ludwigs Tochter folgend, mit einer Modifikation; er ließ die beiden letzten Akte weg und brauchte dann nur den Schluß zu ändern, um ein einheitliches Goldschmieddrama zu haben, dem auch die Titeländerung entspricht. Cardillac ist jetzt Mittelpunkt, das Interesse an dieser romantisch-realistischen Charakterfigur wird nicht abgelenkt und die Spannung im schnellen Laufe ausgenutzt. Bruffons sentimentale Gestalt kommt freilich zu kurz und der erste Sueder-Akt schwebt zum Teil in der Luft.

Die Aufführung steht und fällt jetzt mit dem Darsteller Cardillac. Und die dankenswerte Ausgrabung stand! Gustav Kobeggs farbig schillerndes, farbigierendes Spiel gab alles, was der gewandte Schauspieler aus der komplizierten Rolle haben kann. Aber das letzte: das Dämonisch-Bezwingende des Künstlerwahnsinns blieb er uns schuldig, und auch die bittere Empörerphilosophie hatte nicht ganz die volle satanische Haffes. Die Nebenfiguren immer ganz auf einen Ton gestimmt: die anmutig-unschuldige Wadelon wie der ebelmütige Bruffon (Paul Bildt) waren gut vertreten. Kulturgeschichtlich getreues Milieu gab Stimmung und Bildwirkung.

Die Schweiz als Nobel-Preisträger!

Die Frage, wer dieses Jahr den Nobelpreis für den Frieden erhalten soll, ist aus zwei Gründen sehr akut. Erstens ist der Preis bekanntlich einige Male überhaupt nicht zur Verteilung gekommen, und zweitens kann die Entscheidung darüber nicht ohne Interesse sein, wer gerade jetzt mitten in diesem blutigen Ringen der Völker den Preis des Friedens zuerkannt verdient. Nun erfährt man, daß tatsächlich seit einiger Zeit Bestrebungen im Gange sind, diesen Preis der Schweiz zuzuerkennen. Das Staatsoberhaupt dieser Preis schon erworben haben, ist bekannt. In diesem vorliegenden Fall würde es nun zum ersten Male eintreten, daß ein Staat mit diesem Preis ausgezeichnet wird. Die Bestrebungen werden von dem bekannten Pazifisten Professor de Gibe geleitet und haben bei allen großen Organisationen von Europa, die von Einfluß auf die Preisverteilung sind, außerordentliche Zustimmung gefunden. Die außerordentliche und umfangreiche humanitäre Tätigkeit, die die Schweiz ausübt, ist die Veranlassung dazu. Die ungeheuren Kosten, die sich das kleine Land durch die unentgeltliche Beforgung der Kriegsgefangenenpost, der Heimkehrung der Zivilinternierten, der Kriegsgefangenen, der Krankenschwestern usw. aufgebürdet hat, würden dadurch allerdings nur zum aller, allergeringsten Teile ausgeglichen. Aber der moralische Wert, der durch die Zuerkennung dieses Preises eintreten würde, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, und er würde wahrscheinlich auch in der Schweiz eine allgemeine Befriedigung auslösen.

Notizen.

— Deutsche Kunst in Polen. Das deutsche Stadttheater in Bina wird Mitte Oktober seine Winterpielzeit eröffnen. — Janak Baghalter wird noch im September zwei Orchesterkonzerte angustinen verwundert und krantler polnischer Legionäre in Warschau dirigieren.

— Anub Rasmussens Grönlandfahrt. Von dem Grönlandforscher Anub Rasmussen traf über den Kriegshafen Rogo in Neufundland ein Telegramm in Kopenhagen ein, wonach Rasmussen am 16. Juni in Thule (Nordgrönland) angekommen ist, aber durch Witterungsverhältnisse sich verhindert sah, in diesem Jahre die Expedition nach dem Pearyland zu unternehmen. Statt dessen wird er voraussichtlich die großen Gebiete um die Melvillebucht erforschen.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärmaland von Selma Lagerlöf.

Während Jan voller Erwartung auf dem Landungssteg stand, hatte er sich gesagt, wenn Klara Gulla die Eltern vom Dampfboot aus sähe, würde sie wohl eine traurige Miene aufsetzen, und sobald sie ans Land komme, würde sie sagen, es sei ihr nicht gelungen, die ganze Summe zusammenzubringen.

Und wenn sie das sagte, dann würden sie beide, er und Katrine, tun, als ob sie das kind beim Worte nähmen, und Jan würde zu ihr sagen, er könne nicht begreifen, wie sie wage, nach Hause zu kommen, da sie doch wisse, daß Katrine und er nach weiter nichts fragten als nach dem Gelde.

Und dessen war er ganz gewiß gewesen, ehe sie über den Landungssteg gegangen war, würde sie eine dicke Brieftasche aus der Kleidertasche ziehen und sie in die Hände der Eltern legen.

Er hatte sich auch ausgedacht gehabt, er wolle dann Katrine die Banknoten in Empfang nehmen und nachzählen lassen. Er selbst aber wollte nur immerfort Klara Gulla ansehen.

Sie würde schon merken, daß er sich um gar nichts anderes kümmerte, als daß sie wieder heimgekommen war, und sie würde zu ihm sagen, er sei noch ebenso närrisch wie vor ihrer Abreise.

Auf diese Weise hatte Jan von dem ersten Wiedersehen geträumt gehabt. Aber der Traum war nicht so ganz in Erfüllung gegangen.

An diesem Tag hatten Katrine und Jan nicht gar so lange in Erwartung des Schiffes auf dem Landungssteg stehen brauchen. Das Boot traf zur rechten Zeit ein. Aber als es kam, war es mit Waren und Menschen, die auf den Brodher Jahrmarkt wollten, so überfüllt, daß man im ersten Augenblick durchaus nicht entscheiden konnte, ob Klara Gulla an Bord war oder nicht.

Jan hatte erwartet, das Mädchen würde die erste sein, die über das Gangbrett daherkäme, aber statt ihrer kamen nur ein paar Männer. Als sie sich dann später auch nicht zeigte, wollte sich Jan auf dem Boot selbst nach ihr umsehen; er kam aber in dem Gedränge nicht durch. Er war indes seiner

Sache noch immer vollkommen sicher, und als dann das Boot sein Gangbrett einzog, rief er dem Kapitän zu, er solle doch ja noch nicht abstoßen. Es sei noch jemand drüben, der an Land wolle.

Der Kapitän fragte seine Leute; aber diese antworteten, es sei niemand mehr da, der an der Svarstjör Brücke aufsteigen wolle, und so stieg das Boot ab.

Die beiden Eltern hatten also allein nach Hause gehen müssen; und sobald sie daheim angekommen waren, hatte sich Jan auf sein Bett geworfen. Er fühlte sich todmüde und vollkommen erschöpft, und es war ihm, als würde er nie wieder die Kraft zum Aufstehen finden.

Die Leute in Astedalarna hatten die beiden ohne Klara Gulla von der Landungsbrücke zurückzuführen sehen und fragten sich nun gegenseitig, wie es denn jetzt gehen werde. Einer nach dem andern von den Nachbarn kam nach Skrolhda, um zu fragen, wie es stiehe.

Immer wieder wurde die Frage laut, ob denn Klara Gulla wirklich nicht mit dem Boot gekommen sei? Und ob Jan und Katrine wirklich den ganzen September hindurch weder Brief noch Nachricht von ihr bekommen hätten?

Jan gab keine Antwort auf alle diese Fragen. Stumm blieb er auf seinem Bett liegen, wer auch immer herein-kommen mochte.

Katrine mußte den Leuten Auskunft geben, so gut sie konnte. Die Nachbarn dachten natürlich, Jan liege aus lauter Betrübniß und Verzweiflung darüber, daß sie nun ihr Haus verlieren würden, so stumm da. Mochten sie das doch glauben! Er machte sich nichts daraus.

Katrine weinte und jammerte, und die Nachbarnleute, die nun einmal da waren, meinten, sie mühten dableiben, um Katrine ihr Mitgefühl zu zeigen und ihr mit allen Trostgründen, die sie finden konnten, gut zuzusprechen.

Dars Gunnarsson werde ihnen das Haus sicherlich nicht nehmen, das sei ja ganz unmöglich. Das würde schon die alte Mutter aus Jalla nicht zugeben. Sie sei doch früher immer eine sehr gerechte und redliche Frau gewesen.

Und der Tag sei ja auch noch gar nicht zu Ende. Klara Gulla könne schon noch von sich hören lassen, ehe es zu spät sei. Es wäre ja auch ganz merkwürdig, wenn es ihr wirklich gelungen wäre, in knapp drei Monaten zweihundert Reichstaler zu verdienen. Aber dieses Mädchen habe ja von jeher ein unbegreifliches Glück gehabt.

So wurde hin und her geredet und für und wider ertwegen. Katrine sagte, in den ersten Wochen habe Klara Gulla überhaupt nichts verdienen können. Sie habe zuerst bei Leuten aus Svartstjör, die nach Stockholm gezogen waren, gewohnt, aber bei diesen habe sie für den Aufenthalt noch bezahlen müssen.

Aber dann sei sie zum guten Glück auf der Straße mit jenem Handelsmann zusammengetroffen, der ihr das rote Kleid geschenkt hatte, der habe ihr beigegeben und ihr eine Stelle verschafft.

Ja, ob man sich denn nicht denken könnte, daß dieser Handelsmann ihr auch das Geld verschafft hätte? Das wäre gar nicht unmöglich, meinten die Nachbarn.

Nein, unmöglich wäre es allerdings nicht, sagte Katrine, aber jetzt sei ja Klara Gulla weder selbst gekommen, noch habe sie einen Brief geschickt. Daraus geht deutlich hervor, daß es ihr mißglückt sei.

Mit jeder Minute wurden die Leute, die da in der Stube saßen, ängstlicher und bedrückter. Sie hatten alle das Gefühl, als müsse den armen Menschen, die hier wohnten, bald etwas Schreckliches widerfahren.

Als die Traurigkeit gerade auf dem höchsten Punkt angekommen war, ging plötzlich die Tür auf und ein Mann trat ein, der bis jetzt kaum je in Astedalarna gesehen worden war, denn in solche abgelegenen Gegenden führte ihn für gewöhnlich sein Weg nicht.

Als der Mann eintrat, wurde es in der Stube so still, wie es in einer Winternacht im Walde manchmal sein kann; aller Augen richteten sich auf ihn, nur Jan rührte sich nicht und sah nicht auf, obgleich ihm Katrine zustrahlte, der eben Eingetretene sei der Reichstagsabgeordnete Karl Karlsson in Storbil.

Der Reichstagsabgeordnete hielt ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, und alle Anwesenden dachten nichts anderes, als daß er von dem neuen Eigentümer in Jalla geschickt sei, um den Leuten in Skrolhda mitzutellen, was ihrer wartete, da sie ja seine Forderung nicht bezahlen konnten.

Recht bekümmerte Miene waren es, die sich da auf Karl Karlsson richteten; dieser aber trug seine gewohnte herrische Miene zur Schau, und niemand konnte daraus einen Schluß ziehen, wie hart der Schlag wohl sein würde, den auszuüben er hierhergekommen war. (Fortf. folgt.)

